

Kleine Botschaft

Nr. 3. | Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger“ und zum „Sächsischen Landboten“. | 1899.

„Keine Zeit!“

Wenn wir vor einem Ameisenbau stehen und dem Gewimmel zusehen, wie die kleinen Erdarbeiter durcheinander hasten und laufen, wie da einer über den Abhang klettert, wie ein anderer in zu großer Eile unter der Last eines Zweigleins zusammenbricht; wie Alles den kürzesten Weg sucht ohne Last und ohne Ruhe — so bedenken wir vielleicht nicht, was für ein treffendes Spiegelbild des heutigen Menschengeschlechts so eine Ameisenkolonie ist. Der Ameisenleib enthält zwar im Verhältnisse viel weniger Nerven, als der menschliche Körper und an Stelle des Gehirns befindet sich im Ameisenkopf nur ein kleines, winziges Nervenknotenchen. Die Art der Thätigkeit aber, das wilde Jagen der Thierchen nach Erwerb, die Aufregung bei der Brutpflege, die maßlose Gereiztheit gegenüber allem Fremden u. dergl. könnten die Meinung, daß die Ameisen ein von allgemeiner Nervosität ergriffenes Volk seien, als nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen lassen. Ueber den vielen Pforten, die ins Innere des Baues führen, ließe sich ganz gut als angemessene Aufschrift die Devise: „Keine Zeit!“ denken. Es würde nicht minder der Situation entsprechen, als wenn über den Wohnungs- und Bureauthüren des modernen Menschen ebenfalls das Aviso zu lesen wäre: „Wegen Zeitmangels nie zu sprechen!“

Dem „keine Zeit haben“, das ist ein untrügliches Symptom der heutigen Weltstimmung. Mit Erstaunen blättern wir in der Geschichte vergangener Tage, welche uns zeigt, daß einst die Menschen mit merkwürdiger Ruhe und Gemüthlichkeit ihr Leben verbrachten und daß sie sich nur durch wirklich wichtige Dinge aufregen ließen. Sind wir auch sonst keine Lobredner der sogenannten „guten, alten Zeit“, — in dem einen Punkte der größeren Behaglichkeit, mit der die Leute ihr Leben genossen, blicken wir nicht ohne Neid auf unsere Altvorderen zurück, deren Haupttalent darin bestanden zu haben scheint, daß sie jederzeit das Wichtige vom Unwichtigen

zu unterscheiden fähig waren. Wir Neuen dürften diese Unterscheidungsgabe verloren haben, denn dieses unruhige Willen im menschlichen Dasein erstreckt sich heute fast über die ganze zivilisirte Welt! Weiß der Himmel, ob nicht der Indianer in den nordamerikanischen Reservationen auch schon mit seiner Uhr nicht zufrieden ist, weil sie etwas zu spät geht. Es ist nämlich ein besonders charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß Jeder eine genau gehende Uhr verlangt. Und dies ist gegenwärtig sogar bei jedem Nichtsthuer der Fall! In Nachahmung der Aufregung wirklich nach der Minute lebender geschäftiger Menschen, rennt auch der Flaneur athemlos in den Uhrmacherladen und jammert, daß seine Uhr, die er eigentlich nur braucht, um zu sehen, wie lange er täglich in der Badewanne sitzt, um einige Sekunden differirt. Dem Manne, der Jahre nutzlos vergeudet, kommt es nun auf Sekunden an. Aber abgesehen von solchen Existenzen — giebt es etwas Bellagenswertheres, als ein Geschlecht, welches mit der Uhr in der Hand sein Leben verbringt? „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ hieß es sonst! Heute hört man die Sekunden schlagen! Die Zeit ist die Peitsche, unter der unsere Nerven fort und fort zusammenzucken. Alle Ruhe ist hin, alle Behaglichkeit verschwunden! Die Höflichkeit des Verkehrs hat längst aufgehört, ihr freundliches Band um die Menschen zu schlingen; denn es hat ja Niemand mehr Zeit! Wer heute einem Besuch einen Sessel anweist und nicht schon nach fünf Minuten den Chronometer aus der Tasche zieht — das ist gewiß ein Original, ein Altvaterij der Mann von Anno dazumal. Auch die Frau hat keine Zeit mehr. Sie hat ihren Wochen-Jour, an dem sie das Besuchskontingent erlebte, sonst ist sie aus Mangel an Zeit „nicht zu Hause“. Ganz natürlich macht sie dies ihrem Manne nach, der Mittags aus dem Geschäft nach Hause läuft, im Vorzimmer Ueberrock und Hut in die Hände des Dienboten fallen läßt und mit den gemüthlichen Worten: „Ich muß gleich wieder fort“ sich

zu Tisch setzt. Während der Mahlzeit zieht er zehn Mal die Uhr aus der Tasche, vergleicht sie kopfschüttelnd mit der Zimmeruhr, erkundigt sich rasch, wie es den Kindern in der Schule gegangen, ruft schon nach der Mehlspeise, während die Andern noch beim Fleisch sitzen und mit unruhigen Augen auf den geplagten Papa blicken — einen Kuß noch und draußen ist der Mann.

So geht's tagaus, tagein! Die Frau wird von dem Wirbel mitgerissen und die Kinder leider auch. Das Phänomen nervöser Kinder ist wohl nur eine Ausgeburt der letzten Jahrzehnte. Ein Glück noch, daß die Jungen und Mädchen in der öffentlichen Schule eine Bremse für ihre Nervosität vorfinden! Darum aber sollte man Kinder, wenn es durch zwingende Verhältnisse nicht unbedingt notwendig wird, nicht zu Hause unterrichten lassen. Neurasthenische Eltern taugen zu Allem besser, als zu Erziehern. Woher soll denn da eine Erziehung kommen? Gerade sie erfordert unendlich viel Geduld, Geduld aber braucht Zeit! Dieje hat man aber nicht — also? Ein Mensch, der Zeit hat zur ruhigen Ueberlegung, zum behaglichen Genuß des Daheim's, erscheint heutzutage als Sonderling, als eine Art Opponent gegenüber der herrschenden Unruhe. Man begreift es nicht, wie so Einer mit gutem Gewissen schlafen gehen kann, wenn er nicht tagsüber Einige über den Haufen gerannt, sich heiser geschrien, die Thüren hinter sich mit Wucht zugeworfen und was dergleichen Aeußerungen eines stürmischen Thatendranges noch sein mögen. Im Restaurant setzen sich unter zehn Gästen mindestens fünf mit den Worten nieder: „Kellner, rasch, rasch — was ist fertig?“ Niemand will zehn Minuten warten und nicht der Kommiss, nicht der Hofrath, nicht der Stiefelpußer, nicht der Offizier! Es ist, als ob von zehn Minuten das Schicksal des ganzen Menschengeschlechts abhinge. Als Faraday seine wahrhaft weltbewegenden Fundamentalsätze der Induktionselektrizität entdeckte, war er gewiß weniger aufgeregt, als ein moderner Bürger, der nichts zu thun hat, als seine Cravatten oder seine Schuhwische zu verkaufen.

Mit Erstaunen habe ich oft den Fleiß der Alten betrachtet. Sie waren emsige Briefschreiber und betrachteten die prompte Erledigung ihrer Korrespondenzen als eines der ersten Gebote der Höflichkeit. Alexander von Humboldt, dessen Thätigkeit selbst ein Wunder war, schrieb zahllose Briefe; der Briefwechsel großer, vielbeschäftigter Menschen ist für uns

immer noch eine Quelle großen Genusses. Also diese Menschen hatten doch Zeit? Zeit innerhalb einer ungeheuren vielseitigen Arbeit! Und jetzt? Jetzt klappert allerorten schon die Schreibmaschine, oder man diktirt die Briefe und setzt höchstens eine eigenhändige Unterschrift dazu. Von Selbstschreiben ist gar keine Rede mehr! Warum? Antwort: „Keine Zeit!“ Anstatt dessen hämmert fast unausgesetzt die Telephon-Klingel auf unsere Hirnnerven los! Wer aber diesen Zustand der allgemeinen Ungeduld in seiner schönsten Blüthe sehen will, der mag nur ein Theater oder einen Konzertsaal besuchen. Dahin geht man doch um des Himmelswillen meistens nur zum Vergnügen! Richtig! Aber da betrachtet einmal den Ausgang. Nur Diejenigen, welche glauben, das Stück sei noch lange nicht aus, bleiben sitzen. Sonst wird die Schlussscene stets vor einem stehenden Auditorium gespielt. Wenige haben die Ruhe, auszuharren; fast Alle springen erregt von den Sitzen auf, als ob draußen das Vaterland in Gefahr wäre, und während auf der Bühne noch der Chor oder gar eine Schlussarie gesungen wird oder in einer Symphonie noch Nachklänge an das Hauptmotiv das Ende ankündigen, steht schon das ganze Publikum drängend und stoßend vor den Thüren. Wie ein Vienschwarm läuft Alles zu den Garderoben, im Schweiß des Angesichts sich in die Reihen einkleidend, um so schnell wie nur möglich den Rock zu erwischen und dem schrecklichen Orte, welchen man doch aus Lebenslust aufgesucht hat, zu entfliehen. Ist das nicht eine komische Alte, unsere aufgeregte Zeit! Selbst dort, wo es ganz überflüssig, thut sie so, als müßte sie just Alles in nervöser Hast vollbringen. In merkwürdig weiser Selbsterkenntniß hat sie das Zigarettenrauchen erfunden, diesen Minuteugenuß, diese kleinen dufenden Papierkränlein, welche man anzündet, wegwirft, anzündet, wegwirft, hundert Mal im Tage, in den Momenten, in welchen die Nervenpeitsche ausruht! Wo sind die Zeiten, durch welche der Rauch der braven Pfeife zog! Wer hat heute Muße, sich mit einer Pfeife abzugeben! Immer seltener werden sogar Diejenigen, welche sich den Genuß von Zigarren erlauben. Auch diese werden bald in die Kumpellammer wandern, weil der Genuß einer Zigarre Zeit erfordert und weil sie zu theuer kommt, um nach ein paar Bügeln wieder wegzuwerfen zu werden. So ist „keine Zeit!“ zum Schlagwort auf der ganzen Linie geworden.

Das Radfahren der Schulkinder.

Ueber das Radfahren der Schulkinder enthält der kürzlich erschienene Bericht des Wiener Stadtphysikats folgende interessante Besprechung: Das Radfahren, in mäßiger und vernünftiger Weise betrieben, hat gleich anderen Körperübungen große Vortheile für die Gesundheit, indem es gewisse Muskelgruppen kräftigt, die Menschen für längere Zeit ins Freie führt, dadurch den Stoffwechsel und die Verdauung fördert, das Selbstvertrauen, die Entschlossenheit und Geistesgegenwart erhöht u. s. w. Es ist daher der Gedanke naheliegend, auch diese Körperübung, gleich anderen, bei der Schulkinder zu pflegen und zu fördern. Hierbei darf aber nicht übersehen werden, daß gerade das Radfahren, wenn es unvorsichtig und im Uebermaße, und zwar insbesondere von Kindern betrieben wird, gewisse Gefahren in sich birgt, die anlässlich der eventuellen Pflege dieser Körperübung bei der Schulkinder genau zu beachten wären, weshalb dieselben im Folgenden näher erörtert werden sollen: Bei Kindern kommt es, wie die Erfahrung lehrt, sehr leicht zu unsinnigen und gefährlichen Uebertreibungen körperlicher Uebungen überhaupt, so daß auch bezüglich des Radfahrens zunächst Verletzungen durch Fall in Folge raschen, unvorsichtigenfahrens bei vielen Kindern voraussichtlich sehr oft sich ereignen würden. Aber auch die anderen nachtheiligen Einflüsse des übermäßig und unvorsichtig betriebenen Radfahrens auf die Gesundheit machen sich bei Kindern in Folge ihrer Körperbeschaffenheit stärker geltend als bei Erwachsenen, so insbesondere die Wirkung auf das Herz. Nach ziemlich übereinstimmenden Angaben stellt das Radfahren an das Herz besonders große Anforderungen, indem es den Blutdruck erhöht und die Pulsfrequenz beträchtlich steigert, so daß nach anstrengenden Radfahrten (insbesondere nach Bergfahrten) akute Ausdehnungen des Herzens mit ihren oft lange andauernden Folgeübeln und selbst plötzliche Todesfälle beobachtet wurden. Diese Gefahr ist bei Kindern besonders zu beachten, da bei ihnen bisweilen das Herz an und für sich, insbesondere aber nach dem im Kindesalter so häufigen fieberhaften Erkrankungen, oft durch längere Zeit weniger widerstandsfähig ist, und dann bei übergroßer Inanspruchnahme leicht lange dauernden Schaden leiden kann. Ein weiterer Schaden des Radfahrens, der bei Kindern stärker hervortritt, ist der Druck, den die so häufig schlecht konstruirten

Sättel ausüben. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß die schlechte und gesundheitschädliche, stark nach vorne geneigte Haltung bei radfahrenden Kindern besonders häufig anzutreffen wäre, und dieselbe könnte bei der Weichheit und Nachgiebigkeit des kindlichen Skeletts, sowie der Weichtheile immerhin zu leichten Wirbelsäulerverkrümmungen führen. Endlich erheischt noch ein psychisches Moment bezüglich der Pflege des Radfahrens bei Schulkindern eine gewisse Vorsicht; dasselbe zählt nämlich zum sogen. Rennsport, das ist zu den mit sportlichen Wettkämpfen u. s. w. verbundenen Leibesübungen, und es ist zu befürchten, daß die radfahrende Schulkinder dieser rein sportlichen Pflege des Radfahrens viel mehr Interesse entgegenbringen würde, als mit Rücksicht auf ihre geistige Entwicklung wünschenswerth erscheint. Aus dem Gesagten geht hervor, daß eine absolute Gefährlosigkeit des Radfahrens für Schulkinder nicht besteht, wohl aber könnte bei sorgfältiger Berücksichtigung der angeführten schädlichen Momente, das ist bei Vermeidung von Uebertreibungen dieser Körperübung, Ausschließung von kränklichen, insbesondere herzkranken oder zu Herzkrankheiten veranlagten Kindern, Beseitigung schlecht konstruirter Sättel, Angewöhnung einer geraden, nicht vornüber geneigten Haltung, Abhaltung der Schulkinder von Bethätigung des Rennsports, nur von einer relativen Gefährlosigkeit die Rede sein.

Mittel zur Erkennung des Scheintodes.

Der französische Arzt Dr. Jeard veröffentlichte eine sehr einfache Methode, um zu bestimmen, ob thatsächlich der Tod eingetreten ist, oder nur Scheintod vorliegt. Die neue Methode ist ohne Weiteres auszuführen, und besteht in der Verwendbung einer wässerigen Lösung von Fluorescein, das vollständig unschädlich ist. Die Lösung wird, um den eingetretenen Tod sicher festzustellen, in geeigneter Weise injiziert, worauf sich nach ganz kurzer Zeit sehr charakteristische Veränderungen zeigen, wenn der Kreislauf des Blutes noch besteht. Das Fluorescein färbt nämlich die Gewebe gelb, namentlich die Schleimhäute, so daß man durch das Auftreten dieser Färbung bestimmt darauf schließen kann, daß der Tod noch nicht eingetreten ist. Zur sicheren Feststellung des Todes genügt schon die Einspritzung von 1 mg Fluorescein, wonach im Falle des Scheintodes schon nach 2—3 Minuten die gelbe Färbung der Schleimhäute eintritt.

Neue Wiener Modefrisuren.

Die erste Faschingsveranstaltung in Wien bildete wie alljährlich das von der Genossenschaft der Wiener Friseure veranstaltete öffentliche Preisfrisieren. Die Beteiligung der Genossenschaft war eine ziemlich lebhaftere, dagegen war jene der Gäste eine schwächere als in den Vorjahren. Das Entstehen einer Preisfrisur scheint nicht mehr die alte Anziehungskraft zu besitzen, und die Damen ziehen es offenbar vor, die fertigen Modelle der Modefrisuren im Laden ihrer Friseure zu besichtigen. Mit dem Preisfrisieren war auch eine Ausstellung von historischen Frisuren und Schülerarbeiten der Fachschulen verbunden. Von den neuen Frisuren sind folgende zu erwähnen: Bei Herstellung der Modefrisur „Joseph“ des Hoffriseurs Janik wird das ganze Haar mit einem Haarbinder hochgebunden, sodann legere herausgezogen und mit einem Welleneisen in große Wellen gebrannt. Hierauf dreht man die Hälfte der Bundhaare über eine Spiralfedereinlage, woraus sich der hochstehende Knoten selbst bildet; hinter dem Knoten werden Locken frisirt. Zu Gesicht ist ein schiefgetheiltes Bandeau mit Brillant-Agraffen gesteckt, überdies ist die Frisur noch mit einem Brillantkamm geschmückt. Bei der „No. 15“ Modefrisur von Franz Körber wird das Haar um den Kopf, 5 Zentimeter breit, getheilt, gut durchgewellt und zum Bund befestigt. Sodann papillotirt man das Bundhaar und frisirt daraus Hohlslupfen und Löckchen. Nach vorn wird ein dreitheiliges Spitzbandeau gesteckt, das mit Beilchen und Brillantstern geziert ist. Als Schmuck verwendet man rückwärts einen Goldkamm mit Beilchen. Bei Herstellung der Modefrisur „Fürstin Metternich“ von Conrad Horaczek wird das vordere Haar von einem Ohr bis zum andern 10 Zentimeter von der Stirne getheilt, das hintere Haar von beiden Ohren zum Nacken. Das Haar wird hochgebunden und gewellt. Aus dem Bund werden zwei Hohlzieher hochstehend gesteckt, das übrige Haar wird zu Arabesten arrangirt. Die Stirnfrisur besteht aus einem großgewellten Trouffé. Geziert wird die Frisur mit einem Rosen- und Straußfederutouffe, sowie mit einem hohen Empirekamm und Nadeln mit Brillanten.

Für die Küche.

Auflauf von Citrone.

Eine sehr große, saftige Citrone wird in einer kleinen Kasserole, mit kaltem Wasser bedeckt, auf das Feuer gestellt und so lange gekocht, bis man durch Andrücken mit dem Finger herausfühlt, daß die Citrone durch und weich ist. Dann nimmt man sie, ohne hineinzu stechen, aus dem Wasser, legt sie in eine Schüssel, schneidet sie hier, um die Kerne alle zu beseitigen, durch und reibt sie mit einer kleinen Reule erst recht fein und darauf durch ein feines Haarsieb. Nun rührt man 125 g gesiebten Zucker mit 12 Eidottern recht schäumig rührt dann das Durchgeriebene der Citrone darunter und zieht schließlich den steif geschlagenen Schnee von 10 Eiweiß leicht durch diese Masse, welche jetzt, in eine Auflauf-Form gefüllt und mit Zucker bestreut, im mäßig heißen Ofen 15 Minuten langsam gar backen muß, um dann sofort in derselben Form, welche man rasch mit einer Serviette umkleidet, servirt zu werden.

Blumenkohl mit weißem Beiguß.

Einige Rosen Blumenkohl werden sauber gepulvt und in kochendem Salzwasser weich gekocht. Zum Beiguß wird eine weiße Mehlscheibe aus Butter und feinem Mehl gemacht; diese wird mit so viel Milch und etwas Blumenkohlwasser aufgelöst, daß ein dicklicher Beiguß entsteht. Wenn er glatt (ohne Klümpchen) ist, wird der Blumenkohl auf eine Schüssel gelegt und der Guß darüber gegeben. Wer mit den Eiern nicht zu sparen braucht, nimmt keine Milch, sondern nur Blumenkohlwasser und Sahne und zieht den Beiguß mit einigen Eidottern ab.

Erbjensuppe mit Reis.

Die Erbsen werden in Salzwasser weich gekocht, durchgetrieben, 2 Löffel Mehl mit etwas Butter und 1 Zwiebel gelb geröstet und unter die Erbsen gethan, und wenn nöthig, mit Wasser verdünnt. 140 Gramm Reis wird gewaschen, mit einem Stückchen Butter, Wasser, etwas Petersilie und Sellerie zugefetzt, weich gekocht, mit den durchgetriebenen Erbsen leicht vermischt und zusammen noch ein wenig aufgekocht.